

# Rassismus-Bewusstmachung in der deutschen Lesben-Szene

---

*Carolyn Gammon*

## Quellenkommentar

Tarek Shukrallah Carolyn Gammon ist eine lesbische Schriftstellerin und Poetin aus Kanada. Gemeinsam mit ihrer langjährigen Partnerin Katharina Oguntoye gehörte sie zu den Hauptorganisatorinnen der Berliner Lesbenwochen 1993 und 1994, die sich schwerpunktmäßig mit Rassismus in der FrauenLesbenbewegung auseinandersetzen. Katharina Oguntoye ist Mitherausgeberin des Sammelbandes »Farbe Bekennen. Schwarze Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte« (1985) und Mitgründerin der 1986 in Folge rassistisch aufgeladener Debatten bei der zweiten Berliner Lesbenwoche gegründeten Schwarzen Lesbengruppe ADEFRA (Afrodeutsche Frauen). In dem vorliegenden Beitrag reflektiert Carolyn Gammon die Ereignisse 1993–1994, und wie es zu diesen kam. Der autobiographische Quellentext bietet einen Einblick in die scharfen Auseinandersetzungen um Rassismus und Antisemitismus in der Lesbenbewegung der 1990er Jahre. Er gibt Aufschluss über die rassistischen und antisemitischen Ausschlussmechanismen in der weißen deutschen Lesbenbewegung und wie jüdische, migrantische und Lesben of Color in die Bewegung interveniert haben. Der Text archiviert das intersektionale Engagement, das aus einem Moment interventionistischen Aktivismus heraus vielfältige bildende Praxen entwickelt hat. Der narrative, autobiografische Charakter des Beitrags verweist auch auf die weiterhin marginalisierte Position von jüdischen und Lesben of Color in den Archiven queerer Bewegungen, die weitgehend weiß, deutsch und christlich sind. Oral-History und andere Formen ephemerer, narrativer und persönlicher Erzählungen und Dokumente haben für einen gegenhegemonialen und intersektionalen Blick auf diese Bewegungen eine besondere Relevanz. Aus dem Beitrag ergeben sich vielfältige mögliche histo-

rische, politikwissenschaftliche, bildungswissenschaftliche und soziologische Forschungsfragen. So hat bisherige Forschung aufzeigen können, dass für die Entstehung Schwarzer lesbischer Organisationen, aber auch anderer queerer Organisationen von Schwarzen Menschen und People of Color die Intervention in den Rassismus der weißen Schwulen- und Lesbenbewegungsorganisationen- und Räume ein wichtiges Moment war. Entlang von Carolyn Gammons Beitrag könnte diese Analyse entlang einer Auseinandersetzung mit den hier vorgestellten Ansätzen queerer intersektionaler politischer Bildung in Bewegungen vertieft werden. Darüber hinaus wäre es ebenfalls historisch relevant nachzuvollziehen, welchen konkreten Einfluss die bildenden und aktivistischen Interventionen Schwarzer, migrantischer, jüdischer und anderer Lesben of Color auf die mehrheitlich weiße Lesbenbewegung in Deutschland hatten. Wie hat sich das Verhältnis zwischen intersektional diskriminierten Lesben und der mehrheitlich weißen Lesbenbewegung entwickelt?

## Beitrag

Es ist 1991 auf der Berliner Lesbenwoche (LW). Als Katharina Oguntoye und ich uns dem Auditorium näherten, kamen uns weinend weglaufernde Lesben entgegen und wir betraten den Plenarsaal. Mitten auf dem Boden liegt eine Schreckschusspistole. Auf einem Transparent steht: »Wenn Ignoranz töten könnte, dann wäre euer weißes Ghetto komplett.« Jedes Mal, wenn eine Schwarze Lesbe hört, dass eine *weiße* Lesbe eine rassistische Aussage tätigt, wird die Pistole abgefeuert. In dieser aufgeladenen Atmosphäre wird am Ende gemeinsam beschlossen, dass die nächste Berliner LW dem Thema Rassismus gewidmet sein wird.

Es dauerte zwei Jahre, um dieses Ziel in die Tat umzusetzen. 1993 wurde Katharina Oguntoye vom LW e.V. als eine von drei bezahlten Organisatorinnen eingestellt. Die beiden anderen *weißen* Lesben schienen dem Thema Rassismus nicht gewachsen zu sein. Eine fiel aus, die andere verweigerte die Mitarbeit und gefährdete damit die gesamte Veranstaltung. Bei einer Reihe von Community-Treffen wurde eine neue Organisationsgruppe mit vier Mitarbeiterinnen, Katharina und drei PoC/migrantischen Lesben gegründet, die sich das magere Honorar teilten. Endlich, im August 1993, konnte das Team mit Volldampf die 9. Berliner LW organisieren, die im Oktober unter dem Motto »Der Herausforderung annehmen!« stattfand.

Auf der ersten Seite des Programmheftes aus dem Jahr ist das Adinkra-Symbol ›Owo foro adobe‹ zu sehen – eine Schlange, die auf eine Palme hochklettert – ›das Ungewöhnliche oder Unmögliche vollbringen‹.

## Hintergrundarbeit in Nordamerika

In den 1980er Jahren hatte ich in Kanada Anti-Rassismus-Arbeit geleistet. Fünf Jahre lang organisierte ich die Lesbian Studies Coalition of Concordia University in Montreal. Wir waren eine kulturell vielfältige Gruppe von Schwarzen, asiatischen, türkeistämmigen, jüdischen, *weißen* und Immigrantinnen Lesben. Jeden Workshop oder jedes Seminar haben wir unter dem Aspekt des Antirassismus betrachtet. Am Coming-Out-Tag zum Beispiel schlugen wir den Teilnehmerinnen vor, ihre Geschichte im Zusammenhang mit ihrem kulturellen/familiären Hintergrund zu erzählen. Mit unserem AStA Budget luden wir vorrangig lesbische Rednerinnen of Color ein, die nicht unbedingt über »Schwarzsein«, sondern über das Thema ihrer Expertise oder ein Thema ihrer Wahl sprechen sollten. Wir haben Workshops zu den Themen »Antisemitismus verlernen« und »Rassismus verlernen« für uns selbst und die breitere Öffentlichkeit durchgeführt. Unsere Koalition war erfolgreich bei der Organisation des ersten jüdisch-lesbischen Kurses und des ersten Schwarzen lesbischen Kurses an einer Universität in Kanada.

Ich nahm regelmäßig am Michigan Women's Music Festival teil, einer großen jährlichen Zusammenkunft von Tausenden von Lesben. Obwohl die Musik im Vordergrund stand, gab es unzählige Workshops, die auf Anti-Rassismus-Konzepten basierten: *Weiß*e Lesben sollten sich nicht darauf verlassen, dass Lesben of Color sie über Anti-Rassismus »belehren«, und *weiße* Lesben mussten pro-aktiv sein und den Rassismus verlernen, bevor sie auf Lesben of Color zugehen konnten, um in Koalitionen zu arbeiten. Das Konzept der »getrennten Räume« für POC-Frauen und -Lesben war fest etabliert.

Schon 1990 hatte ich an der riesigen »Lesbian National Conference« in Atlanta, Georgia, teilgenommen, wo täglich Workshops gegen Unterdrückung zu einer Fülle von Themen abgehalten wurden: Rassismus, Altersdiskriminierung, Rechte von Lesben mit Behinderungen usw. Die Organisatorinnen in Atlanta teilten den Tausenden von Teilnehmerinnen mit, dass sie »erwarten«, dass es auf der Konferenz zu Unterdrückung kommt, und hatten deshalb ein Team von geschulten Moderatorinnen zusammengestellt, die im Falle eines Vorfalls »Trouble-shooting/Abhilfe schaffen« würden. Uns wurde gesagt, dass

wir alle ein virtuelles Stoppschild haben, das wir hochhalten sollen, wenn wir das Gefühl haben, dass etwas Diskriminierendes passiert. Die Moderatorin musste dann auf das Problem reagieren, indem sie sich nach dem »Gefühl des Raumes« erkundigte – wie viele Teilnehmerinnen wollten die laufende Sitzung unterbrechen, um das Geschehene zu diskutieren? Wenn weniger als die Mehrheit die Hand hob, verließ die Moderatorin den Raum mit einer kleineren Gruppe, die das wollte. Diese Gruppe konnte dann wieder in die Hauptsitzung eintreten, wenn sie bereit war. Was mich am meisten beeindruckt hat, war die Annahme, dass die Organisatorinnen selbst bei einer Anti-Unterdrückungs-Konferenz wussten, dass Probleme auftreten würden, und dass sie einen konkreten Plan hatten, wie sie damit umgehen würden. Das habe ich während der gesamten Konferenz in Aktion gesehen.

## Unterschiede zwischen Deutschland und Nordamerika

Als ich 1991 nach Deutschland kam, brachte ich all dieses Wissen mit. Aber ich lernte auch, dass es wichtige Unterschiede in der Anti-Rassismusbearbeitung gibt. Erstens war die Lesbenszene in Deutschland kulturell deutlich weniger vielfältig als in Kanada. Zunächst benutzten die deutschen Lesben/Frauencommunities »Schwarze, Migrantinnen und Jüdinnen« als einen weit gefassten Begriff für diskriminierte Gruppen, die nicht als *weiß*/christlich sozialisiert angesehen wurden. Ein weiterer Unterschied war der ständige Bezug auf die Zeit des Nationalsozialismus. Außerdem, in den frühen 1990er Jahren, wurde das Wort »Ausländer« in Deutschland häufig verwendet, um Menschen zu diskriminieren, die nicht als »echte« Deutsche wahrgenommen wurden. Das Wort »indigen« hatte eindeutig eine andere Bedeutung. Umgekehrt hatten die meisten Deutschen aufgrund der Schriften von Karl May ein verzerrtes Verständnis der indigenen Politik und der Bevölkerung in Nordamerika. Und natürlich hatten wir in Kanada nicht die Ost-West-Geschichte, die in Deutschland eine große Rolle spielte.

Ich sollte auch erwähnen, dass ich bald nach meiner Ankunft in Deutschland die Holocaust-Überlebende Johanna Krause aus Dresden kennenlernte und schließlich ihre Lebensgeschichte aufschrieb. Später war ich über zwei Jahrzehntelang Stadtführerin für das jüdische Berlin und half einem anderen Überlebenden, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Durch diese Arbeit wurde ich für Fragen des Antisemitismus sensibilisiert, was Katharinas fundiertes Wissen über Anti-Rassismus ergänzte.

Das Anti-Rassismus -Training, das ich in den 1980er Jahren in der Lesbenbewegung in Kanada und den USA absolviert hatte, hatte in Deutschland unter *weißen* Lesben kaum begonnen. *Weiß*e deutsche Lesben hatten zwar verstanden, dass Lesben »getrennte Räume« wollten, konnten aber oft nicht begreifen, dass dies auch für PoC-Lesben gelten könnte. Obwohl die Schwarze Community in Deutschland seit einigen Jahren sichtbar und aktiv war, kannten nur wenige *weiße* Lesben die richtigen Begriffe, und viele, die wussten, dass Antisemitismus ein Problem ist, waren der Meinung, dass es in Deutschland »kein Problem« mit Rassismus gibt.

Nachdem wir das durch den strukturellen Rassismus verursachte Chaos, das der LW 1993 vorausging, überlebt hatten, bildeten wir ein kleines Team von Lesben of Color und *weißen* Lesben, das sich der Aufgabe widmete, die erste Berliner LW (oder jede andere größere lesbische Veranstaltung, von der wir wussten), zum Thema Rassismus in Deutschland durchzuführen. In der Präambel des LW-Programms 1993 hieß es:

»Die Lesbenwoche 93 wird keine »Rassismus-freie« Zone oder Zeit sein. Es wird ein mutiger Versuch sein, Kopf voraus, sich mit Rassismus auseinanderzusetzen, in der Gesellschaft und zwischen Lesben und hoffentlich wird unserer Analyse und Fähigkeit, mit Rassismus umzugehen uns weiterbringen und die Herausforderung annehmen lassen, heute und jeden Tag.«<sup>1</sup>

---

1 S. 8, 9. Siehe 9. *Berliner LW Programmheft* in der Bibliographie.

## Workshops zum Verlernen von Rassismus bei den Berliner Lesbenwochen

Abb 1: Privatfotografie, 1993 »Carolyn Gammon Collection«



Vor diesem Hintergrund bin ich an die Organisation von Workshops zum Thema »Rassismus verlernen« für die Berliner LW 1993 herangegangen. Mit Katharina Oguntöye stellten wir Grundregeln auf. Die Teilnahme war freiwillig. Niemand musste an einem Workshop oder einer Übung teilnehmen; auch das Beobachten ist wichtig und ein aktiver Akt des Lernens. Die Teilnehmerinnen sollten »Ich«-Aussagen verwenden, zum Beispiel. »Ich fühle mich unwohl, wenn du sagst...« Fehler waren willkommen, auch Tritte in das sprichwörtliche »Fettnäpfchen«, aber man musste bereit sein, danach weiterzumachen. Wir sollten »Kritik von innen« üben. Wenn eine Kritik übt, sollte sie daran denken, dass Sie ein Teil dessen ist, was kritisiert wird. Die von den Workshop-Leiterinnen verwendete Terminologie sollte respektiert werden. Wenn der Begriff »afrodeutsch« verwendet wird, z.B. sollte nicht »farbig« gesagt werden. Unser Motto: Guter Wille ist nicht genug, aber er hilft.

Ziel war es, dass möglichst viele Lesben, die an der Berliner LW teilnehmen sollten, die Chance erhielten, an einem dieser Workshops teilzunehmen, die an jedem Tag der Woche zweimal stattfanden. Es sollte Workshops geben,

die von *weißen* Lesben geleitet wurden, und sich an *weiße* Lesben richteten – obwohl Lesben of Color willkommen waren, wenn sie es wünschten. Es würde Workshops geben, die von Lesben of Color für Lesben of Color durchgeführt würden.

Im Laufe des Jahres 1993 tauschte unsere Gruppe von Workshop-Leiterinnen untereinander Techniken aus, und wir probierten die Übungen an uns selbst aus. Im Berliner LW-Programm gaben wir die Fragen an, die behandelt werden sollten, damit die Teilnehmerinnen weniger Angst vor der Teilnahme hatten. Der Basisworkshop beinhaltete Fragen wie:

- 1) *Was ist mein eigener kultureller Hintergrund?* Diese Frage wurde verwendet, weil *weiße* Menschen oft denken, dass nur »andere« einen kulturellen Hintergrund haben. »Weiß« zu sein, wird als »neutral« angesehen und muss nicht erklärt werden.
- 2) *Wann bin ich in meiner Kindheit zum ersten Mal mit Rassismus konfrontiert worden?* Diese Frage sollte aufzeigen, wie früh die rassistische Indoktrination beginnt. Einige Teilnehmerinnen sagten, sie seien in ihrer Kindheit »nie« mit Rassismus in Berührung gekommen, nur um von Anderen Beispiele zu hören, die für eine deutsche Erziehung sehr typisch sind, wie das Spiel »Schwarzer Peter«. Dies half ihnen zu verstehen, dass sie möglicherweise Erinnerungen an Rassismus in ihrer Kindheit verdrängt oder nicht erkannt haben.
- 3) *Wann wurde mir zum ersten Mal Rassismus bewusst?* Ziel dieser Frage ist es, die Zeitspanne zwischen der ersten Indoktrination und der Bewusstwerden sichtbar zu machen – oft Jahre, wenn nicht Jahrzehnte später – um zu betonen, dass Rassismus gelehrt und gelernt wird, bevor man sich seiner bewusst wird. Man sollte sich also nicht »schuldig« fühlen, weil man ihn unbewusst erlernt hat, sondern muss sich dessen bewusst sein und bereit sein, den Rassismus aktiv zu verlernen.

Der zweite Teil des Workshops befasste sich mit rassistischen Vorfällen, deren Zeuge man geworden war, und damit, was die betreffende Person getan oder nicht getan hatte. Die Kleingruppe machte dann ein Brainstorming darüber, was man hätte tun können. Es gab eine Mischung aus Kleingruppen- und Plenumsarbeit.

Bei der Ausschreibung der Workshops baten wir alle Workshop-Moderatorinnen, eine antirassistische Perspektive für ihr Thema einzunehmen, und es gab Workshops wie zu Jüdischem Leben und Bündnisse; Die Verbindung zwi-

schen Rassismus und Krankheit; Lesben of Color-Gruppen in Kanada und den USA; für »Zwischen den Stühlen« oder »Borderlander«-Lesben, die das Gefühl hatten, nicht in die Kategorien Schwarze, Migrantinnen und Jüdinnen zu passen. Einige waren binational oder konnten als weiß »passen«;<sup>2</sup> und Rassismus in Liebesbeziehungen.

Es fanden auch große Plenarsitzungen statt. Katharina Oguntoye hielt einen Vortrag im Plenum<sup>3</sup> mit dem Titel: »Parallelität und Balance. Überlegungen zum Umgang mit den Konflikten zwischen Schwarzen und der weißen Frauenbewegung«.

Die 9. *Berliner LW-Dokumentation* ist voll von Eindrücken, politischen Aussagen und Ideen. Aus dem Abschlussplenum kamen unter anderem Vorschläge für die Zukunft zum Thema Rassismus: In Bezug auf den strukturellen Rassismus beim ursprünglichen Orga-Team des LW 1993 wurde angeregt, dass die Organisatorinnen des nächsten Jahres von einer externen Supervisorin of Color begleitet werden sollten; das LW- Orga-Team sollte in Zukunft zu 50 % aus Lesben of Color bestehen; LW-Freiwillige sollten im Laufe des Jahres an Anti-Rassismus-Workshops teilnehmen.<sup>4</sup>

Es wurde auch gesagt, dass eine Analyse der 9. LW zu einem späteren Zeitpunkt stattfinden sollte. In der Tat fand ein solches Treffen zwei Wochen später in der Schokofabrik statt. Auf dieser Plenarsitzung wurde deutlich, dass noch viel mehr Arbeit nötig war. Einige sahen das Thema Rassismus als absolut notwendig an und meinten, der erste Schritt sei getan. Sie sagten, die Basisworkshops seien gut, um »die eigenen inneren Mechanismen zu entdecken«.<sup>5</sup> Andere waren der Meinung, dass während der Woche Rassismus stattgefunden hat, und eine sagte: »Ich kann nicht glauben, dass wir uns eine ganze Woche lang mit dem Thema Rassismus beschäftigen, und trotzdem nichts erreichen.« Wieder andere brachten zum Ausdruck, dass sie das Gefühl hatten, dass das

2 Der Begriff soll wie der englische Begriff des »passings« verstanden werden. Unter Passing versteht man die Fähigkeit einer Person, als Mitglied einer Identitätsgruppe oder -kategorie angesehen zu werden, wie z. B. Rasse, ethnische Zugehörigkeit, Kaste, soziale Klasse, sexuelle Orientierung, Geschlecht, Religion, Alter oder Behinderung, die sich häufig von ihrer eigenen unterscheidet.

3 Diese fand im KATO unter dem U-Bahnhof Schlesisches Tor statt.

4 »Abschlussplenum \* Protokoll« von Brigitte Hoßbach. Siehe: 9. *Berliner Lesbenwoche Dokumentation*. 138–140.

5 Diese und andere Zitate aus unveröffentlichten persönlichen Notizen, die Carolyn Gammon beim Schokofabrik-Treffen gemacht hat.

Thema Schwarze und *weiße* Lesben »zu viel« behandelt wurde und andere Themen wie Ost und West stattdessen hätten diskutiert werden sollen. »Ich fände es problematisch, eine weitere LW zum Thema Rassismus zu veranstalten... es ist zu »abstrakt.« Eine der letzten Rednerinnen merkte an: »Schwarze Frauen befinden sich in der Diskussion an einem ganz anderen Punkt als *weiße* Frauen.«

In einem späteren Treffen wurde beschlossen, dass ein weiteres Berliner LW, die 10. LW im Jahr 1994, sollte ebenfalls dem Thema Rassismus gewidmet werden. Katharina und ich blieben in der Orgateam. Die beiden LW zum Thema Rassismus waren ein Versuch, unsere Communities als Ganzes voranzubringen und einen Konsens darüber zu entwickeln, dass die Arbeit zum Thema Rassismus unerlässlich ist. Es war ein Versuch, Barrieren zu überwinden. Bis zu diesem Zeitpunkt dachten viele *weiße* Lesben, dass die Unterdrückung, die sie als Lesben erfahren, sie »immun« gegen die Diskriminierung anderer macht. Wir hofften, dass wir, indem wir das Thema Rassismus in die Berliner LW einbrachten, in gewisser Weise dazu beitrugen, das Thema sichtbar zu machen, Lesben den Anreiz zu geben, sich weiter damit zu beschäftigen und zu versuchen, unsere Gemeinschaften ein bisschen inklusiver zu machen.

## **Workshops zum Thema »Rassismus Bewusstmachung« in ganz Deutschland**

Katharina und ich verzweigten uns von der Arbeit, die wir bei den beiden Berliner LWen zum Thema Rassismus geleistet hatten, und gaben in den nächsten zwei Jahrzehnten in ganz Deutschland Workshops zu »Rassismus Bewusstmachung« – vor allem in den Frauen- und Lesben-Communitys. Da wir wussten, wie frustrierend ein kurzer dreistündiger Workshop sein konnte, war unser Hauptangebot ein Workshop über drei Tage. Die Erfahrung, gemeinsam zu essen, nach einer Nacht zu Hause zurückzukommen und zwischen den Sitzungen Zeit zum Nachdenken zu haben war für den Verstehens-/Lernprozess von entscheidender Bedeutung.

Bei einem dreitägigen Workshop konnten wir viele verschiedene Techniken anwenden. Die ganze Zeit zu reden, wäre eine Katastrophe! Das Thema Rassismus ist emotional anstrengend, und wir wussten, dass einige Übungen und Bewegungselemente enthalten sein mussten, bei denen man die Dinge nicht bewusst durchdachte. Bei schönem Wetter machten wir solche Übungen unbedingt draußen an der frischen Luft.

Wir lernten schnell, die Gruppengröße auf zwanzig zu begrenzen. Die Teilnehmerinnen des Workshops hatten ihre erste Lektion, als wir beide den Raum betraten. Katharina war die afrodeutsche »Inländerin/Deutsche« und ich die weiße kanadische »Ausländerin«. Eine unserer ersten Kennenlerne-Übungen bestand darin, die Teilnehmerinnen zu fragen, warum sie zu dem Workshop gekommen waren.

Eine sehr bewegende Geschichte, aus einem unserer ersten Workshops, ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben. Eine feministische Ärztin in einem deutschen Kleinstadtkrankenhaus hatte es schwer, gleichgesinnte Kolleginnen zu finden. Schließlich fand sie eine, und es entwickelte sich eine wichtige Freundschaft zwischen ihnen. Doch dann sagte ihre Kollegin eines Tages, dass sie Jüdin sei. Die Ärztin geriet in Panik, oh nein, was sollte sie der Frau sagen? Sollte sie fragen, wie ihre Familie den Holocaust überlebt hat? Die feministische Ärztin verlor die Freundschaft wegen ihrer Unbeholfenheit – deshalb war sie bei unserem Workshop.

Andere gaben Gründe an wie: »Ich will nicht nur darüber reden – ich will es fühlen.«<sup>6</sup> Einige hatten FreundInnen oder Familie, die von Rassismus betroffen waren. Andere wollten lernen, wie sie in rassistischen Situationen reagieren können. Aber die meisten wollten einfach nur einen Anfang machen, um sich dem Thema zu nähern. »Ich habe mich überhaupt nicht damit auseinandergesetzt und möchte damit anfangen«. Viele kamen, weil es bei der Arbeit Konflikte wegen Rassismus zwischen Team-Mitgliedern oder zwischen Mitarbeiter\*innen und Kund\*innen, die mehrheitlich Migrant\*innen waren, gegeben hatte. Einige wollten wissen, ob es Möglichkeiten gibt, über Rassismus ohne harte Konfrontationen zu sprechen.

Einige der Frauen gaben zu, dass sie wussten, dass sie voller Vorurteile waren – dass sie in einer rassistischen oder antisemitischen Familie aufgewachsen waren. Eine sagte einfach: »Ich möchte wissen, wie ich rassistisch bin.« Eine Teilnehmerin sagte, sie habe erkannt, dass sie einen »positiven« Rassismus habe (ein oberflächlich positives Vorurteil über eine diskriminierte Gruppe), eine andere wollte etwas über Rassismus im Christentum erfahren. Einige Teilnehmerinnen waren durch rassistische Ausbrüche bei großen Lesbenveranstaltungen wie dem Lesbenfrühlings-Treffen (LFT) traumatisiert worden.

Da wir drei Tage Zeit hatten, stiegen wir langsam in das Thema mit einer Übung ein, die derjenigen ähnelte, die wir in der LW verwendet hatten, um

6 Alle Teilnehmerinnen Kommentaren stammen aus persönlichen Notizen, die Carolyn Gammon im Rahmen der Rassismus-Bewusstmachung-Workshops gemacht hat.

den weißen Deutschen klar zu machen, dass auch sie einen kulturellen Hintergrund und eine kulturelle Identität haben. Wir fragten sie, wie sich ihre kulturelle Identität in ihrem Namen widerspiegelt. Anfang der 1990er Jahre »verleugneten« viele unserer Teilnehmerinnen fast, Deutsche zu sein. Sie sagten dann Dinge wie: »Ich habe den deutschen Pass, aber ich fühle mich nicht als Deutsche«. Sie empfanden das Deutschsein als eine zu schwere Last. Das Gespräch über ihre Namen war ein guter Eisbrecher für diese schwierigen Gefühle.

Katharina erklärte das Konzept des »Workshop-Tagebuchs«. Papier in allen Farben lagen in der Mitte des Kreises und mit einigen gefalteten Blättern ermutigten wir die Teilnehmerinnen, ihr eigenes Tagebuch zu machen. Katharina erklärte, dass nicht alles, was im Workshop passierte unbedingt laut ausgesprochen werden muss. In der Regel ließen wir den Teilnehmerinnen zu einem bestimmten Zeitpunkt des Workshops Zeit, um sie zu ermutigen, ihre eigenen Gedanken und Gefühle privat für sich selbst zu formulieren und erst später zu entscheiden, was sie in die große Gruppe tragen wollen.

Eine Hausaufgabe für den Abend zu Hause stammte aus dem kanadischen Schulkontext und wurde »Show and Tell« genannt. Die Teilnehmerinnen sollten einen »antirassistischen« Gegenstand von zu Hause mitbringen. Die Ironie der Übung bestand darin, dass sie oft einen Gegenstand mitbrachten, den sie vielleicht auf einer Reise in Afrika mitgenommen hatten und der eine kulturelle Aneignung darstellte. Oder sie erzählten von Menschen, die sie in Afrika »rassistisch« behandelt haben. Dies waren ausgezeichnete Lernmomente, um die Definition von Rassismus zu lernen und wie er mit Macht-über verbunden ist.

Die Arbeit in Kleingruppen und die anschließende Präsentation der Ergebnisse im Plenum ist ein Standardwerkzeug für einen Workshop, dass wir oft verwendet haben. Aber Reden war nicht genug. Wir setzten auch eine Reihe von Bewegungsübungen ein, die Raumbilder genannt werden (ein Element aus der Gestalttherapie) – wir schufen ein temporäres »Bild im Raum« und forderten die Teilnehmerinnen auf zu reagieren anstatt zu sprechen. In der Handlungsanweisung ist es dann wichtig, die Teilnehmenden zu selbst-ermächtigen. Dies geschieht mit dem Hinweis, dass dieser Rahmen keine Therapie darstellt. Hier war es wichtig zu betonen unsere Basisregel: Jede Teilnahme ist freiwillig, auch von außen zuschauen ist eine wertvolle Option. Jede soll mit sich selbst achtsam sein.

Ein Beispiel dafür ist die Übung »Vier Himmelsrichtungen«. Alle Teilnehmerinnen beginnen als Gruppe in der Mitte des Raumes. An den vier Wän-

den sind Schilder mit den Himmelsrichtungen Nord, Süd, Ost und West angebracht. Der Gruppe wird gesagt, dass bestimmte Kategorien der Stigmatisierung oder Diskriminierung vorgelesen werden, und sie werden gebeten, sich schweigend zu der angegebenen Himmelsrichtung zu bewegen. Einer von uns würde vorlesen: »Wenn Du selbst oder jemand, der jemand die dir nahesteht, von X... betroffen bist, gehe bitte nach Norden.« X... könnte als Alkoholismus, Rassismus, Essstörung, Antisemitismus, Behindertenfeindlichkeit usw. benannt. Wir erklärten, dass es nicht darum ging, sich zu »outen« (daher die Formulierung »sich selbst *oder jemand, die dir nahesteht*«), und dass keine sich überhaupt bewegen musste. Während der Übung verlassen die Leute in der Regel die Mitte und bewegten sich nach Norden, Süden usw. Manchmal standen noch ein-zwei Personen lange oder bis zum Ende in der Mitte.

Anschließend diskutierten wir noch im Stehen über die Bedeutung dessen was erlebt wurde. Zum Beispiel was war diese Gruppe in der Mitte? War es eine angenommene Norm? Wie war es sich zu bewegen, wenn eine Diskriminierungskategorie verlesen wurde? Was, wenn man allein war bei der Bewegung? Oder mit einer kleinen Gruppe in einer Himmelsrichtung endete? Die Teilnehmerinnen äußerten oft das positive Gefühl, in einer bestimmten Gruppe nicht allein zu sein, wie z. B.: »Oh, ich bin nicht der Einzige, der von Alkoholismus betroffen ist.« Sie diskutierten oft über den Begriff »jemand, der mir nahesteht«, wobei sie nicht sicher waren, wie sie ihn interpretieren sollten. Eine Teilnehmerin merkte an, dass es den Akt des Betrachtens der stigmatisierten Gruppe sichtbar machte. Es war immer wieder ernüchternd zu sehen, dass kaum jemand auf den Begriff Antisemitismus reagierte.

Die Übung ist auch unter dem Namen »Die Mehrheit und die Anderen« oder »Die Dekonstruktion der Norm« bekannt. Sie hilft Menschen, die sich mit Rassismus beschäftigen wollen, zu verstehen, dass es viele Überschneidungen von Unterdrückung gibt. Manchmal gab es vielsagende Blicke zwischen den Kolleginnen, wenn sie merkten, dass sie jemanden auf ein bestimmtes schwieriges Thema ansprechen konnten. Sichtbarkeit macht dann Solidarität möglich.

Eine weitere Übung im Raum, die schweigend durchgeführt werden sollte und den Namen »Grenzen« trug, befasste sich direkter mit Rassismus und wurde von uns durchgeführt, wenn POC-Teilnehmernde anwesend waren. Wir baten die POC-Teilnehmerinnen, sich auf die eine Seite des Raums zu stellen und die weißen Teilnehmerinnen auf die andere. Dies war an sich schon eine Herausforderung für einige Teilnehmerinnen, die im Grunde ihres Herzens wussten, dass ihre POC-Kolleginnen oder -Freundinnen eine andere Realiti-

tät haben, aber nicht die Realität sehen wollten. Wir haben dann eine »Grenze« – normalerweise Papierblättern in einer Reihe – in der Mitte des Raumes aufgestellt. Die beiden Gruppen, in der Regel eine große Mehrheit weißer Frauen, standen einer kleinen Gruppe von POC-Frauen gegenüber. Einige empfanden dies als sehr unangenehm. Dann sagten wir, wenn eine Teilnehmerin handeln wolle, könne sie das jetzt tun. Oft passierte es, dass eine weiße Teilnehmerin entweder die Grenze zur anderen Seite überschritt oder die Grenze schnell wegräumte/auflöste. Manchmal hat dann eine Teilnehmerin die Grenze wieder ersetzt. Wenn die Bewegungen schließlich endeten war, war die Übung zu Ende.

In der anschließenden Diskussion waren die weißen Teilnehmerinnen oft überrascht zu hören, dass die POC-Teilnehmerinnen es nicht unbedingt begrüßten, dass sie »über die Grenze stürmten«, wie eine POC-Teilnehmerin es ausdrückte. Für sie war die Grenze »real« und man konnte sie nicht so einfach auflösen. Einmal blieb die Grenze am Ende stehen, aber mit Zwischenräumen/Lücken zum Überqueren – das kam der POC-Teilnehmerin realistischer vor. Eine der wichtigsten Lehren aus dieser Übung war, dass die weißen Frauen lernen sollten, auf ihre POC-Freundinnen und Kolleginnen zu hören und zu verstehen, dass sie vielleicht eine andere Realität haben als sie selbst.

Nach einer solchen Übung boten Katharina und ich oft getrennte Workshop-Gruppen an, eine für POC-Teilnehmerinnen mit ihr und eine für weiße Teilnehmerinnen mit mir. Dies diente auch dazu, den weißen Teilnehmerinnen klar zu machen, dass es einige Dinge geben könnte, die die POC-Teilnehmerinnen nicht unbedingt in ihrer Gegenwart besprechen wollten. Und es gab den POC-Teilnehmerinnen die Möglichkeit – manchmal zum ersten Mal in ihrem Leben –, ihre Anliegen in einem Umfeld anzusprechen, in dem nur POC anwesend waren.

Ein einfaches Spiel bestand darin, mit einem großen weichen Ball im Kreis zu stehen, der unter den Teilnehmerinnen weitergegeben werden sollte. Eine von uns gab eine Kategorie vor, und derjenige, der den Ball erhält, soll ein Name gerufen werden. Zum Beispiel: eine »Berühmte POC-Lesben!« oder »Jüdische Sportheldinnen«, »Muslimische Politikerinnen« usw. Ein ähnliches Spiel ist das Spiel »Stadt/Land/Fluss«, allerdings mit POC-bezogenen Kategorien. Schnell wurde den Teilnehmerinnen klar, wie einseitig ihre Bildung ist!

Ein weiteres wichtiges Instrument in unserem Workshop-Repertoire waren Schreib-Übungen. Ein Beispiel war die Übung »Vier Perspektiven«, bei der jeder Teilnehmerin ein Blatt Papier mit den folgenden vier Abschnitten ausfüllen sollte. Beschreiben Sie eine Situation, in der 1) in der die Worte oder Hand-

lungen eines/einer anderen sie verletzt haben 2) in der Sie etwas gesagt oder getan haben, das eine andere Person verletzt hat 3) in der Sie nicht gegen ein Vorurteil oder eine Diskriminierung eingeschritten sind 4) in der Sie gegen ein Vorurteil oder eine Diskriminierung eingeschritten sind. Kleingruppenarbeit eignete sich hervorragend für den Austausch der Ergebnisse dieser Selbstarbeit.

Oder wir ließen die Teilnehmerinnen über die folgenden Fragen nachdenken: 1) Wo erfährst du Rassismus in deinem Leben als Hindernis? Wo siehst du dich durch Rassismus beeinträchtigt 2) Macht dir die Rassismuskussion Angst? Wenn ja, in welcher Form? 3) Wo und wann hast du Gelegenheit Menschen verschiedener Herkunft zu begegnen? 4) Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede erlebst du/siehst du zwischen dir und Menschen verschiedener Herkunft? Auch hier ging es darum, insbesondere weißen Teilnehmerinnen zu zeigen, dass Rassismus auch ihr Leben »beeinflusst«. Vielleicht hat er sie daran gehindert Freundschaften zu schließen oder gute Arbeitsbeziehungen aufzubauen? Dass ihre eigene Unfähigkeit, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, ihre Lebensentscheidungen eingeschränkt hat. Unsere Botschaft war, dass es nicht nur für *andere* wichtig ist, Rassismus zu überwinden, sondern dass es auch ihr Leben bereichern wird.

Wir besprachen einschlägige Texte oder Bilder wie das Bild der Freiheitsstatue als Schwarze Frau – der ursprüngliche Entwurf von Frédéric Auguste Bartholdi zeigte eine von Ketten befreite schwarze versklavte Frau. Wir haben ein Gedicht von Pat Parker verwendet: »For the white person who wants to know how to be my friend«<sup>7</sup> (Für die weiße Person, die wissen will, wie man meine Freundin sein kann) oder ein Gedicht des indigenen Autors Chrysto »I Am Not Your Princess« (Ich bin nicht deine Prinzessin) – beide mit dem Thema der kulturellen Teilhabe im Gegensatz zur kulturellen Aneignung.

Ein Artikel mit dem Titel »Was ist Ethnozentrismus und was soll ich gegen diese Krankheit einnehmen?« stammt aus dem (übersetzte) Buch *Kulturelle Etikette – Ein Leitfaden für Wohlgesinnte* von Amoja Three Rivers. Der klassische Text von Audre Lorde »Vom Nutzen unseres Ärgers«, in den bahnbrechenden Übersetzungen von Arbeiten von Audre Lorde und Adrienne Rich in *Macht und Sinnlichkeit*, befasste sich mit dem Stereotyp der Wut schwarzer Frauen und dem Konzept, dass Wut nicht notwendigerweise negativ ist, sondern eine Gabe, die es ermöglicht, sich leidenschaftlich mit der Konfliktpartei auseinanderzusetzen. Wir haben uns mit entmenslichender Sprache beschäftigt und

7 Alle Texte-Referenzen sind im Quellenverzeichnis zu finden.

damit, wie das Wort »schwarz« oft in einer negativen oder illegalen Konnotation verwendet wird. Wir dachten über Alternativen nach, z. B. freie Fahrt statt Schwarzfahren oder Teppichgeld statt Schwarzgeld.

Wir betonten, dass *weiße* Frauen an sich selbst arbeiten müssen, um den Rassismus zu verlernen, aber letztendlich sei die beste Vorbereitung für die Koalitionsarbeit die Koalitionsarbeit selbst! Das Wichtigste, was wir anstrebten, war, dass die Teilnehmerinnen den Workshop mit dem Gefühl verließen, etwas gelernt zu haben, und – was noch wichtiger war – dass sie den Prozess fortsetzen wollten.

Im Laufe der Jahre haben wir mit unseren Workshops Tausende von Lesben und Frauen erreicht. Die Rückmeldungen, die wir erhielten, waren ermutigend. Die meisten äußerten, dass sie die Feinheiten unserer Arbeit schätzten, dass sie sich nicht »auf dem Kopf geschlagen«<sup>8</sup> fühlten. Eine Teilnehmerin sagte über die Übung »Grenzen«: »Ich habe gelernt, dass man Mut braucht, um das Unbekannte zu akzeptieren«. Allgemein lobten sie die Bewegungsübungen dafür, dass sie ihnen geholfen haben, »auf einer anderen Ebene« an sich selbst zu arbeiten. Und sie sagten oft, dass dies ein großer erster Schritt sei, den sie gemacht haben und machten Feedback-Aussagen wie: »Ich sehe jetzt, dass ich als weißer Mensch Scheuklappen aufhatte und das hat mich davon abgehalten mich weiter zu entwickeln«. Oder: »Dieses Wochenende hat endlich mich getroffen«. Sie hatten auch Fragen, wie zum Beispiel: »Was tut man, wenn sich Konfliktparteien zurückziehen?« Oder: »Wie kann ich von hier aus weitermachen?«

Nach einem Workshop in der Abschlussrunde sagte eine Lesbe, ganz erstaunt über sich selbst: »Ich dachte, ich sei ein hoffnungsloser Fall, aber jetzt habe ich das Gefühl, dass ich es nicht bin«. Solche Aussagen gaben uns das Gefühl, dass sich all unsere harte Arbeit doch gelohnt hat!

---

8 Alle Teilnehmerinnen Kommentaren stammen aus persönlichen Notizen, die Carolyn Gammon im Rahmen der Rassismus-Bewusstmachung-Workshops gemacht hat.

